

Einleitung zum Buch „Damir neu werde die Gestalt dieser Erde“. Politische Spiritualität im Umbruch unserer Zeit. Eine zeitgeschichtliche biblisch-theologische Studie

"Utopia" - der Traum von einem ganz anderen Leben

Als ich erwachte, war alles ganz anders. Als erstes hörte ich das Singen der Vögel. Dann spürte ich die Wärme der Sonne in meinem Gesicht. Ich roch Erde und Wiesenduft. Als ich die Augen aufschlug, blendete mich helles Sonnenlicht. Über mir strahlten weiße Wolken im blauen Himmel. Es war sehr still. Ich versuchte mich zu bewegen. Meine Glieder waren steif und lagen zunächst wie fremd neben mir. Langsam fühlte ich neue Kraft. Ich erhob mich, setzte mich hin und sah um mich. Neben mir lagen noch die Gasmasken, mein Schutzmantel von grauer Asche überzogen. Die Stiefel hatte ich schon ausgezogen. Einer war ganz zerfetzt. Ich lag auf einer Wiese in einem Tal, nur wenige Schritte neben mir eine kleine Quelle, die mitten im Gras aus dem Hang leise emporsprudelte. Und die Wiesen blühten in voller Höhe, Schmetterlinge tanzten über den Blüten und Gräsern. Am Rand der Wiese zum Tal hoch stand der Wald, grün, wie ich ihn seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen hatte. Ganz oben aber auf der Höhe des Tales, die zu einem Berg aufstieg, sah ich noch abgestorbene schwarze Bäume und kahle Flächen.

Ich erhob mich taumelnd, sah an mir herab: grau und zerfetzt hing meine Kleidung mit der Silberschutzfolie. Ich ging einige Schritte, unten im Tal müsste ein Weg sein. Da hörte ich von weitem singende Stimmen, Menschenstimme. Wann habe ich das letzte Mal Menschen singen hören? Ich lief und sah dann auf einer Wiese Menschen. Einige mähten Gras, andere wendeten es. Männer und Frauen waren es, zum Teil mit Hüten und langen Kleidern, einige mit nacktem Oberkörper. Kinder waren auch da und ein Hund lief bellend auf mich zu. Als sie mich sahen, hielten sie erschrocken inne. Dann liefen sie mir entgegen. Etwa fünf Meter vor mir blieben sie stehen. Ein Mann trat vor und sprach mich an. Ich konnte seine Sprache nicht richtig verstehen, nur einige Worte klangen meiner Sprache ähnlich, aber sie klangen singender und waren voller Vokale. Er merkte, dass ich ihn nicht verstand. Er legte seine Hände über sein Gesicht, schaute mich dann ganz konzentriert an und sprach wieder. Jetzt konnte ich ihn verstehen. Er sagte: "Ich bin Jonas. Wer bist du? Wo kommst du her?" Ich sagte: "Ich bin Bernd. Ich komme aus der zerstörten Welt. Wo ich jetzt bin und wie ich hierher komme, weiß ich nicht." Er sagte, dass es das manchmal gäbe, dass welche rüber kommen aus der alten Welt in die neue Zeit. Dann forderte er mich auf, mit ins Dorf zu kommen. Die anderen folgten im größeren Abstand, sie hatten offensichtlich Angst, mich zu berühren. Das Tal wurde enger, wir kamen an einem kleinen alten Steinbruch vorbei. Im Felsen war eine große Gittertür. Jonas blieb stehen, schloss sie auf. Im Inneren der kleinen Gruft war eine Quelle, auch ein Steintisch war da, so etwas Ähnliches wie ein Altar mit Kerzen. Jonas bat mich, die Kleider abzulegen. Dann nahm er einen Krug und wusch mich. Zum Schluss gab er mir von dem Quellwasser zu trinken. Ich spürte, wie jetzt alle Lähmung von mir abfiel und eine erstaunliche Frische in mir aufstieg. Jonas gab mir ein großes weißes Tuch, das ich wie einen Morgenrock anziehen konnte. Draußen wurde ich von den anderen freundlich begrüßt, einige gaben mir die Hand und umarmten mich.

Eine Frau fiel mir auf, sie war sehr schön und sah mich an, als würde sie mich erkennen. Und auch mir war, als wären wir uns schon begegnet. Auch die anderen waren schön, Frauen und Männer, schlank und kräftig gebaut mit hellen leuchtenden Augen. Dann kamen wir ins Dorf. Es war Bischofrod, das Dorf, in dem ich früher lebte. Ich erkannte es am Tal und am Weißbach links neben der Straße. Sonst sah es ganz anders aus. Nichts von den alten zerstörten Häusern war mehr da. Die ganz anderen Häuser waren aus Holz und viel Glas gebaut. Sie standen auch in kleinen Höfen zusammen, viele Bäume und kleine Gärten dazwischen. In der Dorfmitte am Brunnen wurden wir von anderen begrüßt. Es wurde heftig erzählt. Die Leute staunten und fragten viel. Jonas

brachte mich in sein Haus. Er setzte mir eine Speise vor, frisches Gemüse, Obst, Brot und Käse und ein guter Tee. Er zeigte mir eine Stube, in der ich wohnen konnte. Ich schlief bis in den nächsten Tag hinein. In den nächsten Tagen zeigte mir Jonas das ganze Dorf. Ich fragte und staunte und er erzählte: Die Menschen leben hier in kleinen Gruppen und Familien, manche zu zweit, manche in einer Großfamilie, manchmal mehrere Paare mit vielen Kindern. Die Alten lebten mitten unter ihnen. Fast alle schienen Arbeit im Dorf zu haben. Es gab alle nur erdenklichen Berufe: Tischler und Schneider, Schmied und Sattler, auch Arzt, Krankenpfleger, Lehrer. Und viele schienen so etwas wie Künstler zu sein, sie fabrizierten Bilder und Kunstgegenstände, die einen nützlichen und einen künstlerischen Wert hatten. Ich fragte nach einem Bäcker, aber den gab es nicht. Alle buken ihr Brot gemeinsam. An ein oder zwei Tagen in der Woche brachten alle aus ihren Häusern den Teig, dann wurde im gemeinsamen Backhaus gebacken. Es wurde als Fest gefeiert. Überhaupt feierte man bei allen Gelegenheit, bei der Aussaat und Ernte, beim kleinen Markttag einmal in der Woche mitten im Dorf, oder auch einfach zum Feierabend, wenn sie von der gemeinsamen Arbeit wieder kamen. Immer wurde dabei getanzt und gesungen. Fast alle konnten irgendein Musikinstrument spielen, es waren Instrumente aus alter Zeit, aber auch neue, fremde aus unbekanntem Ländern. Manche fuhren zur Arbeit auch in die Stadt, aber es waren wenige, sie kamen schon mittags meist wieder. Überhaupt merkte ich, dass die eigene berufstätige Arbeit nur wenig Zeit ausmachte und zu den verschiedensten Zeiten ausgeübt wurde. Jonas erklärte es mir. Jeder hat seinen besonderen Beruf, der nimmt nur den halben Tag ein. Daneben gibt es die Gemeinschaftsarbeit, die alle zusammen machen, wie die Felder bestellen, im Wald und auf den Wiesen arbeiten, das Dorf in Ordnung halten, die Häuser bauen, Straßen und Wege herrichten u.ä. Nur für die spezielleren Tätigkeiten, die nicht jeder machen konnte, gab es die persönlichen Berufe. Es wurden möglichst viele Arbeiten gemeinsam gemacht. Überhaupt schien Arbeit keine Last mehr zu sein. Die körperliche Arbeit im Wald und auf dem Feld z. B. wurde regelrecht geschätzt, weil sie gemeinsam gemacht wurde, kaum mehr als 3 - 4 Stunden am Tag ausmachte und als Ausgleich für die geistige und seelische Arbeit empfunden wurde. Auch die Kinder wurden in der ganzen Dorfgemeinschaft gemeinsam erzogen. Es gab zwei besondere Lehrer bzw. Lehrerin. Aber auch andere Erwachsene unterrichteten die Kinder. Die Schule war eine merkwürdige Mischung von Lern-, Spiel-, Erlebnisunterricht und Lebenskunde. Viel lernten die Kinder in der Natur und in den handwerklichen und künstlerischen Berufen, in die sie schon früh eingeführt wurden. Jeder Tag im Dorf begann mit einer Meditationszeit und zum Sonnenuntergang gab es auch eine. Wer wollte, traf sich in der kleinen alten Kirche oder im Gemeinschaftshaus, das oben am Waldrand stand, wo früher die hässliche Rinderanlage war. Manche blieben zur "Tagesstille", so nannten sie die Gebets- und Meditationszeiten, auch zu Haus. In jedem Haus gab es ja einen Andachtsraum. Wichtig war nur die gemeinsame Zeit, in der das Dorf in die Stille ging. Ein kurzes Läuten der Glocke gab die Zeit an. Überhaupt staunte ich über die Stille im Dorf. Lange konnte ich sie mir nicht erklären, denn es wurde viel erzählt, gelacht, gesungen und getanzt. Bis mir auffiel, dass es keine Autos und Motorengeräusche gab. Nur zwei große elektrische Fahrzeuge gab es, mit denen schwere Lasten transportiert wurden, die aber kaum zu hören waren. Sonst gab es Pferdefuhrwerke und Fahrräder und Karren aller Art, übrigens sehr geschickt gebaut, so dass sie wunderbar fuhren. Überhaupt die Technik! Erst dachte ich, es gäbe kaum welche. Dann aber sah ich, dass sie da war, nur sehr unauffällig und klein, der Natur angepasst, sehr menschenfreundlich, viele kleine raffinierte Geräte und Werkzeuge, auch elektronische. Plaste gab es nicht, das meiste war aus Holz und Metall gemacht, auch viel Keramikgefäße gab es, auch so etwas wie Kunststoffe aus Naturfasern. Die Sonnenenergie wurde mit allen Mitteln ausgenutzt. Über Sonnenkollektoren, Glasvorbauten und

Wärmespeichern heizten sie ihre Häuser, Strom wurde durch Wind- und Wasserkraft erzeugt. Freilich, viel wurde nicht gebraucht, da man sparsam lebte und es keine Großtechnik gab.

Ein Erlebnis war der Markttag im Dorf. Da wurde getauscht und gehandelt. Richtiges Geld gab es ja nicht. Aber es gab Wertscheine, die jeder für seine Gemeinschaftsarbeit bekam oder durch Verkauf eigener Produkte verdiente. Diese Wertscheine verfielen aber nach acht Wochen. So hortete keiner sein Geld, es wurde in ständigen Handel gebracht, was das Tauschen und Handeln ungeheuer belebte. Ab und zu fuhren Einzelne, aber meist die ganze Familie oder eine kleine Gruppe, in die Stadt zum Einkaufen. Da galten ebenfalls die Wertscheine und da wurde das Handeln und Tauschen erst richtig zum Spaß. Die schönsten Sachen wurden mitgebracht, auch Geräte und Nahrungsmittel, die nicht selbst hergestellt werden konnten. Ich begriff jetzt, warum jeder so etwas wie ein Handwerker, Schneider und Künstler war, denn da hatte jeder etwas zum Tauschen und Verkaufen. Freilich konnte dabei keiner reich werden. Aber das wollte offensichtlich auch niemand. Das, was jeder zum tägliche Leben brauchte, Lebensmittel, soweit sie nicht selbst im Garten und auf dem Feld geerntet wurden, oder kleine Gebrauchsgegenstände des Alltags, auch einfache Kleidung, konnte jeder ohne Geld aus dem Markthaus in der Mitte des Dorfes holen. Keiner nahm mehr, als er brauchte, wozu auch.

Privatbesitz gab es nur im eigenen Hausrat, in der Kleidung und in den selbst produzierten und gehandelten Dingen. Die Häuser wurden gemeinsam gebaut und wurden den Familien oder Gruppen vom Dorfrat zugesprochen. Das Land, der Wald, der Bach und der kleine See, den sie oberhalb des Dorfes gestaut hatten, gehörten allen, oder wie sie sagten, war ihnen von Gott als heilige Gabe geliehen.

Ich frage Jonas, wie denn das alles politisch geregelt wird, wie die Regierung und Verwaltung funktioniert. Er erklärte mir: Das Grundprinzip ist die Dezentralisierung und Verlagerung aller Entscheidungen möglichst auf die untere Ebene, auf die Ebene der Betroffenen. Also das Dorf regiert sich selbst, ebenfalls jeder Betrieb, durch direkte Demokratie und gewählte Räte. Großindustrie hat man abgeschafft. Ein Betrieb, der mehr als 100 Beschäftigte hat, wird geteilt. Auf der jeweils höheren Ebene haben die Räte nur koordinierende Funktion und regeln die Dinge, die nur überregional gesteuert werden können. Da die Lebensprinzipien klar sind, gibt es wenig Konflikte, und man nimmt sich viel Zeit, um die schwierigen Dinge ausreifen zu lassen.

Da ich mir das Leben in den Städten in dieser neuen Art nicht vorstellen konnte, nahm mich Jonas am nächsten Tag mit in die benachbarte Stadt. Auch hier war alles anders. Die Städte schienen nicht groß zu sein, die meisten lebten auf dem Land. Die Häuser waren klein und ganz raffiniert mit viel Fachwerk und Glas gebaut, keines höher als zwei oder drei Etagen. Die Straßen waren weiträumig aufgelockert durch Gärten, Bäche, kleine Seen und Parks, Plätze und Kaffees. An vielen Stellen wurde musiziert und gespielt. Überall gab es kleine Märkte und Treffs für Künstler und Gruppen. Auch in der Stadt produzierten die Menschen erstaunlich viel selbst. Gemüse in den Gärten und Gärtnereien, in handwerklichen Betrieben und Manufakturen die wichtigsten Geräte. Als Verkehrsmittel gab es eine Unmenge von Fahrrädern, aber auch kleine Elektrobusse, auch eine Schwebbahn und Pferdekutschen. Ich kam mir vor, wie im Mittelalter und wie in einer Science-Fiction-Welt zugleich. Mir schwirrte der Kopf, und als wir abends wieder ins Dorf kamen, wurde ein großer Sonntag vorbereitet.

Der Sonntag war ein Höhepunkt in der Woche. Manchmal begann das "Heiligungsfest", wie der Sonntag auch genannt wurde, schon am Sonnabendabend, meist aber am Sonntagmorgen. Es hatte je nach Jahreszeit oder nach dem besonderen religiösen Charakter des Tages seine besondere Gestaltung. Es gab kleine Feste von nur ein bis zwei Stunden oder große, die den ganzen Tag über gingen. Man traf sich im Gemeinschaftshaus, das so etwas wie ein Kulturhaus und Tempel in einem war. Einen großen Festsaal gab es, aber auch viele kleine

Räume, auch die Schule und der Kindergarten waren im Gemeinschaftshaus. In den Räumen waren christliche Symbole, aber auch Symbole und Altäre anderer alter und neuer Religiosität zu sehen. Das "Heiligungsfest" begann mit Singen, Meditationen und Gebeten - Meditationen mit Worten, Gongs und anderen Musikinstrumenten und dazwischen immer wieder stille Zeiten. Man saß oder kniete im Kreis. Manchmal teilte man sich in kleine Gruppen und zog sich in Nebenräume zu besonderen Runden zurück. Besondere Priester oder Pfarrer gab es nicht, aber so etwas wie geistliche Lehrer, Vorsänger oder Vorbeter, auch Vortänzer, aber das konnte wohl jeder aus dem Dorf sein. Es waren Frauen und Männer zu gleichen Teilen. Die Kinder waren bei allem dabei. Zu einigen Gebeten oder Musiken wurde getanzt, oft erst von Einzelnen, dann tanzten meist alle im großen Kreis. Überhaupt geschah alles mit vielen körperlichen Bewegungen und Riten. Immer gab es auch ein sakrales Mal, einer gab Brot und Wein dem anderen weiter. Manchmal ging das sakrale Mal auch in ein großes gemeinsame festliches Festessen über. Zum Ende wurde alles noch einmal still und dann sehr bewegt im Singen und Tanzen. Man blieb lange zusammen. Merkwürdig, Alkohol gab es nicht, aber sehr wohlschmeckende Getränke, die eine erstaunlich erfrischende und belebende Wirkung hatten. Zum Abend traf man sich oft noch einmal und feierte bis in die Nacht hinein. Manchmal traf man sich zu diesen Festen auch draußen im Freien, oben auf einer Wiese über dem Dorf. Da wurden die umliegenden Berge und Bäume, die ganze Natur mit einbezogen.

An solch einem Abend lernte ich auch Renate näher kennen, die Frau, die mir schon am ersten Tag auffiel. Sie erzählte von ihrer Familie, zu der ihr Mann gehört, drei andere Erwachsene und fünf Kinder. Wir tanzten zusammen. Sie zeigte ein erstaunliches Vertrauen zu mir und meinte, wir seien uns in unserm früheren Leben schon begegnet. Ich spürte eine starke Zuneigung und zugleich Angst vor einer Nähe, die mir Schwierigkeiten bringen könnte. Ich fragte sie, wie man denn hier umgehe mit Liebe, Mann und Frau, Eifersucht, Streit und überhaupt mit Konflikten, auch mit Kranksein, dem Leiden und Altwerden. Sie erzählte mir, dass es das alles auch gebe, aber in sehr gemäßigter Form, einfach deshalb, weil jeder sich und sein Schicksal als bejaht und sinnvoll annimmt, so wie es ist. Nicht das "Ich" oder das "Du" sei das Wichtigste, sondern das "Es", das Leben und die Anteilhabe am göttlichen Strom des Lebens. In dem Eigenen und Besonderen des anderen sähe keiner mehr eine Bedrohung, sondern eher eine Bereicherung des eigenen Lebens. Konflikte gäbe es trotzdem, aber sie werden weniger im Kampf ausgetragen, mehr im gegenseitigen Erzählen, im Klagen und Weinen. Tiefe Traurigkeit und Schmerz werden dabei empfunden. Aber man hält es gemeinsam aus, trauert miteinander und kommt so zu einer heilenden Versöhnung.

Am nächsten Tag nahm mich Renate mit in ihre Familie. Man nahm mich auf, wie einen Freund. Beim Essen waren alle da. Es war ein feierliches Mahl, anfangs mit Segensgebet und Schweigen, das aber dann in ein fröhliches Erzählen überging. Danach führte mich Renate in einen abgedunkelten Raum. Einige Kerzen brannten, ein Bett war zu sehen. Hier lag eine alte Frau im Sterben. Zu jeder Tag- und Nachtstunde saß einer bei ihr, pflegte sie, sprach mit ihr. Hin und wieder kamen die anderen dazu, sprachen Gebete und sangen ein leises Lied. Auch die Kinder kamen manchmal dazu. Es wurde getrauert und Abschied genommen, aber Angst war nicht da. Die Frau sprach voller Ruhe von ihrem Sterben wie von einem Heimgehen.

Nach etwa vier Wochen war ich so übervoll von den Eindrücken, dass ich Abstand brauchte. Ich war begeistert und aggressiv zugleich, manchmal auch innerlich zu und wie gelähmt. Ich konnte nichts mehr aufnehmen. Jonas sah es mir an. Er machte mir den Vorschlag, in eine Einsiedelei zu gehen, um zu mir selbst zu kommen. Die Einsiedelei lag nur eine Stunde Fußweg von Dorf entfernt unter der Höhe eines Berges, zwischen Bäumen geschützt, aber nach Osten zu offen mit weitem Blick ins Land. Ganz schlicht aus Holz war sie gebaut. Jeder

aus dem Dorf konnte sie benutzen. Jeder nahm mit, was er brauchte, und füllte die Vorräte auf für die, die nach ihm kamen.

Nach zwei Tagen klärten sich meine Gedanken und Gefühle. Ich sah die Welt und mein Leben in einem wunderbaren Licht und fühlte mich eins mit dem Bach unten im Tal, aus dem ich mein Wasser holte, mit den Bäumen, mit den Tieren, die ganz zutraulich bis an die Hütte kamen. Am stärksten war dieses Einheitsgefühl nachts unter klarem Sternenhimmel oder am frühen Morgen, wenn ich zum Sonnenaufgang auf die Höhe ging. In der letzten Nacht erschien mir Renate im Traum. Wir liebten uns in einer Weise, in der Geist, Seele und Leib in einem berausenden Tanz eins wurden. Dann sagte sie: "Du muss wieder gehen. Wir werden uns hier nicht wiedersehen. Aber einmal wird es wieder sein."

Mein Heimweg führte mich zum Herlestal, dort, wo ich neben der Quelle aufgewacht war. Ein unbedingtes Muss führte mich und eine innere Übereinstimmung, obwohl ich nicht wusste, was kam. Ich legte mich neben die Quelle und schlief ein.

Als ich erwachte, war wieder alles ganz anders. Ich war dort, wo ich früher war, vor der Katastrophe und der Neugeburt. Ich stand auf, ging ins Dorf, um Menschen zu finden, die mit mir den Weg der Utopie in der Wirklichkeit suchen.

Die Frage und das Anliegen

So utopisch der auf den Vorseiten erzählte Traum auch ist, so sehr bewegt er doch die Phantasie und Sehnsucht vieler Menschen. Ich träumte diesen Traum in einer kurzen Form das erste Mal Mitte der achtziger Jahre. Es war die Zeit, in der die Angst vor einer atomaren und ökologischen Katastrophe unter uns sehr groß wurde, aber ebenso die Sehnsucht nach einem ganz anderen Leben, nach einer anderen Welt. Ich erzählte anderen von diesem Traum und war überrascht, dass mir andere von sehr ähnlichen Träumen erzählten. In Seminaren, die wir nach Anregungen aus dem Buch von Joanna Macy "Mut in der Bedrohung" gestalteten, entwickelten wir Phantasieübungen, in denen jeder seinen Vorstellungen bewusster nachgehen konnte, wie das Leben nach der möglichen großen Katastrophe und nach einer tiefgreifenden Erneuerung der Menschen sein könnte.¹

Es geht im bewussten Wahrnehmen solcher Träume nicht darum, sie vordergründig verwirklichen zu wollen, sondern sie als geheime Treibfeder eines Suchens nach einem ökologisch versöhnten, kommunitären und spirituell entfalten Lebens zu begreifen. Utopien sind "Länder, in denen noch keiner war"², die aber als Visionen und Hoffnungen seit je her Menschen inspirieren, über das Gegebene hinaus zu denken und zu streben. Ohne dem hätte es keine Entwicklung in der Menschheitsgeschichte gegeben. Freilich, die entscheidende Frage ist dann die, wie Utopie und Wirklichkeit zusammengebracht werden.

Ich entdeckte, dass es heute ein **neues politisch-spirituelleres Suchen** gibt, das von solchen Visionen geleitet nach einer grundlegenden Veränderung der vorherrschenden Wirklichkeit strebt - auf den Ebenen der Ökologie und Lebensweise, der Politik und Ökonomie. Dieses neue spirituelle Suchen hat zwar manche Wurzeln in Formen der klassischen Religiosität und Spiritualität, unterscheidet sich aber von diesen in **drei Merkmalen**:

1. Im Hintergrund des neuen spirituellen Suchens stehen die das Überleben der Menschheit bedrohenden

Krisenerscheinungen unserer Zeit, es hat somit immer einen **politischen Charakter**;

zugleich folgt es einer inneren transzendenten Inspiration und fragt nach einer tiefgreifenden Heilung unserer kranken Welt; ich nenne es darum insgesamt ein **"politisch spirituelles Suchen"**.

¹ Aus diesen Phantasieübungen ist nach und nach der hier wiedergegebene Traum aus einer Mischung von Nacht- und Tagträumen entstanden. Vgl. J. Macy "Mut in der Bedrohung" S.189; vgl. die Übungen unter IV. 3.3.

² "Utopia" heißt wörtlich: Ort, an dem noch keiner war, der aber eine unbezwingbare Anziehung ausübt.

2. Das neuere spirituelle Suchen ist eng verbunden mit einem tiefgreifenden **Paradigmenwechsel**, dem Wechsel von grundlegenden Denkvorstellungen in unserer Zeit; darum hat das Fragen nach dem Paradigmenwechsel in dieser Studie einen besonderen Stellenwert.
3. Die neue Spiritualität ist ein die **Grenzen der Konfessionen und Religionen überschreitendes Suchen**; es ist darum nur im Kontext der allgemeinen geistesgeschichtlichen Entwicklung unserer Zeit zu verstehen.

Die beiden wichtigsten Fragen, die mich bei meinen weiteren Studien umtrieben, sind einmal: **Was ist genauer Wesen, Eigenart und Inhalt dieser neuen Spiritualität?** Und zum anderen: **Welche Rolle spielt die neue Spiritualität für die gegenwärtigen Entwicklung unserer Welt?**

In thematischen Seminaren und Freizeiten mit meist jüngeren Erwachsenen und Familien - seit 1981 im Evangelischen Einkehrhaus Bischofrod (Südthüringen), seit 1991 in der Evangelischen Familienerholungs- und Begegnungsstätte Burg Bodenstein (Südharz) - konnte ich mit Gruppen diesen Fragen nachgehen und verschiedene Möglichkeiten politisch-spiritueller Praxis erproben.

Schon ein erster Überblick zeigt: Die verschiedenen neueren spirituellen Bewegungen unserer Zeit reichen von hoch wissenschaftlichen Systemen über die politische Spiritualität bis hin zu einer neuen Esoterik. Sie scheinen bisher mehr in elitären Gruppen gelebt zu werden. Wie aber Medien, Filme, populäre Bücher und selbst die Werbung zeigen, sind auch breitere Schichten der Bevölkerung unbewusst und zunehmend von spirituellen Bedürfnissen berührt. Von den offiziellen Kirchen wird das neue spirituelle Suchen allerdings bisher kaum zur Kenntnis genommen und es geht weitgehend an diesen vorbei. Es wird zu fragen sein, warum sich die stärksten Sucher spiritueller Erneuerung meist enttäuscht von der Kircheninstitution abgewandt haben.

In der hier vorgelegten Studie grenze ich mein Untersuchungsfeld ein: Ich konzentriere mich auf die neuen politisch-spirituellen Suchbewegungen auch weit außerhalb der herkömmlichen Religionen. Die traditionellen Formen der Spiritualität und die heute vorfindlichen erwecklichen oder fundamentalistischen spirituellen Strömungen in den Kirchen, in anderen Religionen oder in neueren Sektenbildungen werden zwar mit bedacht, sind aber nicht zentraler Gegenstand meiner Arbeit.

Mit meiner Arbeit an dieser Studie verfolge ich mehrere **Anliegen**:

Einmal möchte ich im Aufarbeiten meiner bisherigen Studien und im Durchsehen der Literatur klarer die Spuren und Zusammenhänge erkennen, die hinter dem spirituellen Suchen unserer Zeit stehen. Dies soll nicht abstrakt und gewissermaßen aus dem luftleeren Raum heraus geschehen, sondern auf dem Hintergrund der von mir erlebten DDR-Geschichte, denn in ihr gab es mehr spirituelle Bewegung, als bisher gesehen wird. Dabei gehe ich auch Spuren der Spiritualität in meiner eigenen Biographie nach, denn Spiritualität lässt sich nur begrenzt allgemein, besser und authentischer subjektiv und persönlich nachzeichnen.

Zum anderen möchte die spirituellen Bewegungen, die hinter den Texten der Bibel stehen, deutlicher wahrnehmen und so das biblisch-spirituelle Potential in die spirituelle Suchbewegung unserer Zeit stärker einbringen.

Insgesamt möchte ich helfen, zwischen den verschiedenen Erfahrungen und Positionen zu dolmetschen und **Brücken zu bauen**, vor allem eine Brücke zwischen politischer Aktivität und spirituellem Suchen und eine Brücke zwischen der herkömmlichen christlich-kirchlichen Frömmigkeit und der neuen Spiritualität.

Die vier Kapitel der Studie markieren die vier Schritte, die ich gehe:

In **Kapitel I** frage ich nach dem **zeitgeschichtlichen Hintergrund des neueren spirituellen Suchens** - in der Erkenntnis, dass es wohl nur aus den ökosozialen Krisenerscheinungen unserer Zeit und als ein Anzeichen eines beginnenden Paradigmenwechsels zu verstehen ist. Dabei wurde mir, mehr als ich vorher dachte, die

ökonomische Frage dringlich; das Interesse am Paradigmenwechsel in den Naturwissenschaften bekam ein besonderes Gewicht.

In **Kapitel II** untersuche ich die speziellen **Phänomene des neueren spirituellen Suchens**. Hier konzentriere ich mich auf die vier Bereiche: politische Spiritualität im engeren Sinne, ökologische Spiritualität, Spiritualität in der Lebensstilbewegung und meditative Spiritualität.

Kapitel III fragt nach der **Spiritualität und Ganzheitlichkeit in der Bibel**. Die Fragestellung ist indirekt schon hier von einer möglichen neuen Begegnung zwischen der biblischen und der neuen Spiritualität heute geleitet.

In **Kapitel IV** versuche ich als Resümee aus der Begegnung zwischen der biblischen und der heutigen Spiritualität heraus **Konturen einer ökumenischen Spiritualität** zu skizzieren - einer Spiritualität, die der "Bewohnbarkeit des Erdkreises" dient. Da Konturen solch einer Spiritualität anschaulicher an Persönlichkeiten und Biographien ablesbar sind, gebe ich hier Gespräche mit Heino Falcke, Joanna Macy, Joachim-Ernst Berendt und Dorothee Sölle wider, die mir als wichtige Impulsgeber und exemplarische Zeitzeugen spirituellen Suchens und Ringens begegnet sind. Im letzten Abschnitt dieser Studie sollen Übungen zur ökumenischen Spiritualität exemplarisch einen möglichen und erprobten Erkundungs- und Übungswegen deutlich machen.

Zwischen den Kapiteln stehen zusammenfassende, kritisch zurückfragende und überleitende **Zwischenüberlegungen**.

Danken möchte ich an dieser Stelle meiner Kirchenleitung, die mir zur Erarbeitung dieser Studie von September 1993 bis Februar 1994 einen halbjährigen Studienurlaub gewährt hat.

Ebenso danke ich der Ökumenischen Basisgemeinschaft in Wethen, bei der ich in dieser Zeit in Klausur gehen konnte und viele gute Gesprächsanregungen gefunden habe.

Besonderer Dank gebührt Dr. Reinhard Voß, Geschäftsführer des Ökumenischen Dienstes, Projekt „Schalomdiakoniat in Deutschland“, und Dr. Gerhard Breidenstein, Theologe und Mitbegründer der Beringhofgemeinschaft Wickede, die mich in besonderer Weise kritisch begleitet und ermutigt haben.

Burg Bodenstein im September 1997